

Russell Wangersky

WALT

Psychothriller

Aus dem kanadischen Englisch
von Frauke Czwikla

KNAUR 

Die kanadische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Walt« bei House of Anansi, Toronto.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe August 2016
© 2014 Russell Wangersky
© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Maria Hochsieder
Covergestaltung: Andy Jörder / nd80.de
Coverabbildung: Kjell Leknes / Shutterstock
Bildnachweis: S. 7, 16, 100, 115, 126, 137, 242, 252,
282 Shutterstock (Shu)/Picsfive, S. 24, 37, 43, 150, 158, 207,
222, 262, 271, 301, 303 Shu/Picsfive, S. 51 Shu/Mark Carrel,
S. 62 Shu/Picsfive, S. 71 Shu/aopsan, S. 86 Shu/fotorro,
S. 105, 175, 215 Shu/Picsfive, S. 185 Shu/Andrej Sevkovskij,
S. 198 Shu/aimy27feb, S. 235 Shu/Feng Yu
Layout und Satz: Sandra Hacke
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51742-0

Für Leslie

KAPITEL 1

*Wir brauchen
Flocken
Brot
Schoko- & Weiße Milch
Katze
Joghurts
Klopapier
Dio
Shampoo
Orangen
Bananens*

Eine bemerkenswerte Liste - ebenso bemerkenswert wie das Mädchen. Sie heißt Alisha. Rocksäum bis zum Hals, die Art, bei der man sich wünscht, man wäre in der Nähe und hätte freie Sicht, wenn sie sich endlich hinsetzt. Nur um zu sehen, wie sie es hinkriegt, diese langen Beine übereinanderzuschlagen, ohne was anderes zu zeigen. Natürlich ohne beim Glotzen erwischt zu werden. Aber wenn man nicht hinsehen soll, warum trägt sie dann so was? Ihr Haar ist dunkel und kurz, liegt ihr eng um das Gesicht, und sie hat diese Art schöner Mädchen, zurückzustarren, wenn sie einen beim Glotzen erwischt – ich will damit nicht sagen, dass sie durch einen durchguckt,

aber irgendwie um einen herum, als ob Licht gekrümmt werden könnte und man zu den Leuten gehört, die sie im Moment nicht unbedingt sehen möchte.

Und es ist klar, dass sie nicht allein lebt, der Einkaufszettel verrät, dass sie Teil eines Paares ist – *Wir brauchen* ganz oben sagt alles. Sie hat die Liste neben den Müll-eimer an der Kasse fallen lassen, der immer voll mit aufgerissenen Münzverpackungen und den Kassenzetteln ist, die die Leute schon wegwerfen, noch ehe sie zur Tür hinaus sind. Versuch mal, die falschen Batterien ohne Kassenzettel umzutauschen, Mister. Ihren Namen kenne ich bereits, und auch auf Facebook heißt es »in einer Beziehung«, aber ich greife vor.

Der richtige Zeitpunkt ist alles – ich leere die Müll-eimer, kaum dass etwas drin liegt, weshalb es wesentlich einfacher ist, als man meinen sollte, die Zettel den Menschen zuzuordnen, die sie weggeworfen haben. Die Liste, die sie dort hingeworfen hat – tja, die Rechtschreibung ist chaotisch und wegen der *Bananens* frage ich mich, ob sie wohl Französin oder Europäerin oder von irgendwo anders her ist. Auch das mit der *Katze* irritiert mich, weil sie nicht wie jemand wirkt, der Haustiere hat. Nicht im Geringsten wie eine Tierliebhaberin, nicht so, als wäre sie bereit, den Schmutz und den Ärger zu ertragen.

Die Art, wie sie zurechtgemacht ist, bringt einen nicht gerade auf den Gedanken, dass sie sich mit etwas abgeben möchte, das andauernd haart oder sich in die Kleidung krallt.

»Aufgebrezelt.« So sagt man doch, was immer das bedeuten mag. Kleidung ist ihr wichtig, das erkennt man auch an der Art, wie sie einen Knopf am Mantel öffnet, wenn sie die Beine ins Taxi schwingt. Und sie nimmt

stets ein Taxi, was sich bestimmt auf ein hübsches Süm-chen addiert – fünf Dollar pro Fahrt, selbst wenn man nur eine Ecke weiter muss, und wer hat schon ständig fünf Dollar übrig?

Als ich ihn gefragt habe, hat Kev mir verraten, wo sie wohnt, er fährt nämlich Taxi für Co-Op – das sind die gelben, die sie immer benutzt –, und ich kenne Kev, seit er fünf war, weshalb er mir nichts so Harmloses wie einen Namen und eine Adresse verschweigen würde. Ein kleines, zweistöckiges Haus, das zweite nach der Ecke, weiß mit rostfarbenen Rahmen, und wenn man vorne hineinschaut, selbst von der anderen Straßenseite aus, kann man sehen, dass Kunst an den Wänden hängt, und die Katze schaut fast die ganze Zeit aus dem Fenster, sitzt da wie ausgestopft oder eher, als wäre das Leben draußen ein Film, an dem sie nur flüchtig interessiert ist.

Von da an war es nicht schwierig, nach und nach mehr in Erfahrung zu bringen.

Ich gehe ins Netz und sehe auf Facebook nach, ob sie neue Bilder gepostet hat. Sie mag Bilder von sich, lädt sie gern hoch. Ich bin kein Facebook-Freund von ihr – ich habe nie angefragt; sie weiß nicht mal, dass es mich gibt – aber sie hat diese ganzen Privatsphäre-Einstellungen nicht gemacht, und ich denke, vielleicht gefällt ihr die Vorstellung, dass jemand sich ihren Kram ansieht, als wäre es nicht unbedingt schlecht, wenn man bemerkt oder aus der Ferne begehrt wird.

Tja, den hochgeladenen Bildern nach zu schließen, gefällt ihr so was. Einmal war eins von ihr in der Dusche dabei – schon gut, im T-Shirt, nichts Perverses oder so. Aber sie stand in der Dusche, das Wasser strömte herab, so dass es aussah, als stände sie in einem Strohtipi oder so. Es ist verrückt. Ihre Freunde schreiben Kommentare

darunter, als wäre es total normal, jederzeit in die Dusche zu klettern und das Wasser anzudrehen, bis einem die Klamotten am Leib kleben.

Ich schaue jeden Tag nach, ob ein neues Bild da ist und was sie so macht. Es ist wie eine Sucht. Ich frage mich dann immer, wann sie wieder in den Laden kommt.

Vielleicht findet ihr einen Supermarkt mit seinen schnurgeraden Regalen voller Konserven und Tiernahrung und Waschmitteln groß und anonym. Das stimmt – aber nur bis zu einem gewissen Punkt. Anonym, weil er keinen eigenen Charakter hat, egal, wie angestrengt versucht wird, den Eindruck zu erwecken, dass es ein Nachbarschaftsding ist oder so. Denn Nachbarschaft besteht nur im Kopf.

Der Laden ist anonym, bis man lange genug da gelebt hat, um vertraute Wege einzuschlagen, feste Routen von hier nach dort zu laufen, sich einen eigenen kleinen Bereich aus dem größeren Raum zu erobern.

In einer Stadt legt man seine Wege nach eigenen Vorlieben fest. Der Blumenladen, in dem man immer seine Blumen kauft, der Thai für die scharfe Suppe, die Videothek, in der man fast alle Titel kennt und weiß, wo sie auf den Regalen stehen. Anonym ist nett, aber es ist schöner, wenn einen wenigstens ein paar Leute hinter dem Tresen allmählich wiedererkennen, wenn ihr Lächeln und Nicken zeigt, dass sie einen schon mal gesehen haben, vielleicht sogar den Aufdruck auf deinem T-Shirt lesen und anfangen, einen »Walt« zu nennen.

Supermärkte lernt man auf genau die gleiche Weise kennen wie sein Viertel. Man stellt fest, dass man dieselben Frühstücksflocken mag wie der Lagerarbeiter mit den schwarzen Haaren, dass man mit der gepiercten Kassiererin anzügliche Witze reißen kann und sie

darauf eingeht, egal, ob der Filialleiter herumsteht oder nicht.

Wenn Sie das erste Mal kommen – vielleicht sogar die ersten zehn Male –, sind Sie für mich ein Fremder, aber kommen Sie oft genug, und ich fange an, Sie wiederzuerkennen. Ich kann mir Gesichter gut merken. Das kann jeder, wenn er jemanden oft genug sieht. Denken Sie mal drüber nach: Da ist dieses rothaarige Mädchen, das am Blumenstand arbeitet. Ich wette, Sie haben sie direkt vor Augen, wissen vermutlich sogar, was für eine Frisur sie trägt – immer im Nacken zusammengebunden, nicht? –, und das wissen Sie, weil Sie mit Ihrem Einkaufswagen auf dem Weg zum Parkplatz immer an ihrem Tresen vorbeimüssen, und da steht sie, fast jedes Mal.

Tja, das ist keine Einbahnstraße. Vielleicht erkennt man Ihren Mantel. Vielleicht Ihre Frisur oder die Art, wie Sie lächeln, während Ihr Blick ziellos durch die Gegend schweift. Nach einer Weile erkennt man Sie, selbst wenn niemand sich die Mühe macht, Ihnen das zu zeigen.

Man erkennt Sie und man weiß auch, was Sie in Ihren Wagen legen.

Manche Menschen fallen durch andere Dinge auf. Die Barschen und die Kalten, die es nicht mal fertigbringen, ein Lächeln zu erwidern, wenn man sie gezielt anlächelt – die sind schlimm genug, aber es gibt schlimmere.

Ich kann vor allen Dingen die Leute nicht ausstehen, die glauben, der Laden würde ihnen gehören. Das ist dumm, ich weiß, es sollte mir egal sein. Nicht mein Problem, nicht mein Umsatz. Aber diejenigen, die ein Bündel Trauben greifen und im Gehen essen, diejenigen, die sich eine Banane schälen und in den Mund stopfen und die leere Schale im Wagen liegen lassen, ehe sie dafür

bezahlt haben – ich kann mir nicht helfen, auf die bin ich sauer.

Am liebsten würde ich auf sie zugehen und sie zur Rede stellen.

Es ist so, als würde jemand ohne zu grüßen in dein Haus treten und geradewegs zum Kühlschrank laufen.

Vor vielen Jahren hat das jemand im Haus meiner Eltern getan. Sie gaben eine Party, und ich öffnete, als es klingelte. Ein Mann ging an mir vorbei den Flur hinunter in die Küche. Er öffnete den Kühlschrank, betrachtete die Bierflaschen und die einzelne Flasche Wein, die darin lag, drehte sich zu mir um und sagte »Habt ihr keine Cola?«. Das habe ich nie vergessen, vielleicht bin ich einfach überempfindlich. Ich weiß, Sie wollen mir sagen, dass der Laden nicht mein Haus ist, dass es nicht meine Lebensmittel sind, aber in gewisser Weise empfinde ich das so angesichts der vielen Stunden, die ich dort verbringe.

Ich bin durchaus nachsichtig, wenn Sie irgendwie in Eile sind, wenn etwas an Ihnen verrät, dass Sie sich hetzen müssen und Mühe haben, alles auf die Reihe zu kriegen. Wenn Sie so unter Druck stehen, dass man meinen könnte, Sie hätten keine Ahnung, was Sie tun. Anders aber, wenn es Ihnen völlig egal ist und Sie den Müll aus Ihren Taschen oder Ihrem Portemonnaie direkt hinter dem Brokkoli auf den Boden fallen lassen. Die Menge gebrauchter Papiertaschentücher, die ich jede Woche aufsammle, würde Sie überraschen. Natürlich weiß ich, dass nicht alles absichtlich weggeworfen wird, sondern einfach Zeug ist, das runterfällt, wenn man in den Taschen kramt, und dass es auch daran liegt, dass die Leute es permanent eilig haben. Aber einiges eben nicht.

Wenn ich überzeugt bin, dass es Ihnen völlig schnuppe ist, dass Sie es absichtlich tun, dann starre ich Sie kalt an – nicht dass es irgendeinen Unterschied macht –, und außerdem folge ich Ihnen danach durch den Laden, als wäre es meine Aufgabe, Sie im Auge zu behalten. Viel mehr kann ich nicht tun.

Doch es ist interessant, wie beunruhigend viele Leute das finden – einen Typ mittleren Alters, der ihnen durch den Supermarkt folgt, damit sie es nicht wagen, noch etwas auf den Boden zu werfen.

Sie glauben nicht, was sich die Leute alles leisten. Ich habe frisches Hühnerfilet auf den Popcornpackungen im Gang mit den Süßigkeiten gefunden, und es ist ja nicht so, dass man es achselzuckend zurück in die Kühltheke legen könnte.

Man weiß ja nie, wie lange das schon dort liegt. Wenn es nicht kalt ist – ich meine richtig kalt, ich es also sofort entdecke, nachdem jemand seine Meinung geändert und es dort abgelegt hat –, dann muss ich es wegwerfen, und dann landet es unter »Schwund« in der Warenbestandsliste, was in der Buchhaltung auf dasselbe Konto wie Ladendiebstahl gebucht wird.

Und Sie bezahlen ja sowieso dafür. Sie und alle anderen bezahlen, weil Sie zu faul sind, noch mal zurückzugehen und etwas, das Sie doch nicht haben wollen, an seinen Platz zu legen. Das wird eingepreist. Alles wird eingepreist, einschließlich des Gehalts für den Typen, der Ihre gebrauchten Taschentücher einsammelt. Nämlich ich. Nur dass Sie meinen Namen nicht ausgeschrieben auf dem Kassenzettel lesen.

Vielleicht sollten Sie das.

Es ist nämlich komisch, wie schnell etwas, das aus den Augen ist, auch aus dem Sinn gerät.

KAPITEL 2

26. September - Liebes Tagebuch: Wie blöd ist das denn? Also kein Tagebuch - eher eine Bestandsaufnahme. Sachen aufschreiben, um zu prüfen, ob ich die Dinge nicht überbewerte. Es regnet heute. Habe eingekauft. Die Katze gefüttert. Mom angerufen, und sie hat mal wieder nach Daniel gefragt - wie immer -, ob es uns allmählich ernst ist. Hier also die Kurzversion über Alisha Monaghan; komplett langweilig. Ich wünschte, ich könnte schreiben, dass ich nach Frankreich ziehe, um dort Englisch zu unterrichten, oder dass ich auf meinen Master hinarbeite oder Sex im Zug hatte oder so. Falls jemand das lesen würde, was hätte er dann? Einen detaillierten Bericht darüber, wie öde mein Leben ist. Aufgestanden, zur Arbeit gegangen, Lebensmittel eingekauft. Ich meine, ich bin fünf- undzwanzig Jahre alt - ein Vierteljahrhundert, wenn man so will. Ich sollte mittlerweile etwas erreicht haben. Ich sollte wissen, was ich will. Ich sollte in einem anderen Bereich arbeiten, ein interessanteres Leben führen - aber selbst dann würden meine Eltern noch darauf bestehen, dass ich jeden Sonntag zum Essen komme.

Abschlüsse in Französisch und Spanisch, und dabei lebe ich in einer Provinz, in der ich für keines von beidem Verwendung habe. Ich sehe meine Zukunft vor mir, einen schleppenden Schritt nach dem anderen, in der ich nichts erreiche, nur überlebe. Das genügt nicht. Und noch etwas ...

Ich schreibe das, weil ich es nicht abschütteln kann. Es ist nur ein Gefühl, aber ich habe es ständig. Kennst du dieses Gefühl, nicht allein zu sein, von dem in Gruselgeschichten immer die Rede ist? Das erste Anzeichen, ehe die richtig schlimmen

Sachen passieren? Das habe ich, ich bin fahrig und nervös und weiß nicht, warum. Ich bin seit Wochen total angespannt, sehe ständig über meine Schulter, habe böse Vorahnungen. Fünf- undzwanzig Jahre alt, und ich fürchte mich immer noch vorm schwarzen Mann. Ich wünschte, ich könnte das Gefühl abschütteln, weil es einfach nur blöd ist.

KAPITEL 3



Knoblauch (gerieben)
Boskop
Saure Sahne
Orangen
Chips
Gatorade

Manchmal hat man nicht genug, um konkrete Schlüsse zu ziehen. Vielleicht Zutaten zu einem Essen, mit Sicherheit nur das Fragment eines Lebens. Aber ich bin gut in Lebensfragmenten.

Ich schaue mich in meiner Küche um, und das Beste, was mir dazu einfällt, ist, dass sie genau so aussieht, wie man sich die Küche eines einsamen Mannes mittleren Alters vorstellt. Großer weißer Kühlschrank, der immer eine Art Grollen von sich gibt, wenn der Motor ausgeht, ein Doppelrattern, gefolgt von einem einzelnen, lauterem Rumms. Ich höre es kaum noch. Wenn ich es doch wahrnehme, bin ich überzeugt, dass er endgültig den Geist aufgibt und ich morgens mit aufgetautem Tiefkühlgemüse und allem möglichen in Matsch verwandelten Zeug

aufwachen werde. Aber immerhin wäre er dann abgetaut – das erste Mal seit sehr langer Zeit.

Der Rest des Raums bildet quasi das Echo dieses zögerlichen, alten und potenziell ausfallgefährdeten Kühlschranks. Der Boden ist Linoleum, das sich an der Kante zu den Schränken hin wellt – dort fängt sich der Schmutz, wie man erkennt, wenn man sich bückt und genau hinschaut. Nicht, dass es jemand tun würde. Mich stört es nicht sonderlich, weshalb ich in nächster Zeit wohl kaum mit einer Zahnbürste auf die Knie gehen werde.

In der Spüle stehen meistens ein, zwei Teller, es sei denn, ich habe an dem Tag gerade den Abwasch erledigt. Ich glaube allerdings nicht, dass sie versifft ist, im Sinne von »Lebensmittelvergiftungsrisiko«-versifft. Der Kühlschrank ist ziemlich leer, weil darin ausschließlich Dinge sind, die ich mag, nichts anderes, und fast immer bleiben ein oder zwei Fächer leer, liegen brach. Bier, wenn mir danach ist – und das ist nicht oft.

Auf dem Holztisch steht normalerweise ein Kaffeebecher, am Rand, und da ich ihn ohne Milch oder was anderes trinke, ist der Becher fast sauber, auch wenn er benutzt ist. Na ja, mehr oder weniger sauber.

Ich finde den Becher immer an derselben Stelle, obwohl ich ihn nie bewusst dort abstelle. Es ist, als hätten die Knochen in meinem Arm eine bestimmte Länge, als würden meine Muskeln und Sehnen es vorziehen, sich in derselben vertrauten Weise zu dehnen, und der Tisch hat seine Ecken sowieso immer an derselben Stelle. Derselbe Hebel, derselbe Flaschenzug, derselbe Drehpunkt, warum also sollte mein Becher nicht fast auf den Zentimeter genau an derselben Stelle stehen? Es ist ja niemand anders da, der versucht, sich seinen eigenen Raum auf der

Tischfläche zu schaffen. Die einzigen Bewegungen hier sind meine.

Ich habe diesen Tisch vor Jahren als unbehandelten Bausatz im Karton in einem Baumarkt am Stadtrand gekauft. Ich habe die einzelnen Teile aus einem langen flachen Karton gezogen, der den fünfzig anderen Kartons, die dort gestapelt waren, aufs Haar glich. Ich habe die Schrauben für die Beine durch die Halterungen unter der Tischplatte gedreht und die Muttern mit dem Schraubenschlüssel angezogen. Außerdem hab ich den Lack aufgetragen, in vier Schichten, und ich kann bis heute nicht durch die Küche gehen, ohne mit dem Knöchel darüberzustreichen, nur um zu spüren, wie er sich anfühlt. Ich schwöre, manchmal kann ich das rohe Holz noch riechen, genau wie damals, als ich den Karton ausgepackt habe.

An einem Tischende ist eine Stelle, wo jemand eine Bierflasche so wuchtig auf das Holz geknallt hat, dass eine kleine halbkreisförmige Delle zurückgeblieben ist. Das dürfte wohl ich gewesen sein.

Laubholz. Pappel – zumindest meine ich, dass das auf dem Karton stand –, dünne Streifen, zusammengeleimt zu einer großen, breiten Fläche. Streifen von vielleicht dreißig Bäumen, die zu etwas vereint wurden, das den ganzen Tag in meiner Küche steht, während ich woanders bin. Hergestellt in irgendeiner Stadt in Pennsylvania mit deutsch klingendem Namen. »Montage erforderlich«, beim Öffnen des Karton strömte ein kleiner Wasserfall von Sägemehl heraus, als wäre er direkt von der Hobelbank verpackt worden und die Tischplatte aus der Maschine in den Karton geglitten, ohne noch einmal abgestaubt zu werden.

Und die kleine Bierflaschendelle auf der Platte?